4 | 2014

DENKMALSTIFTUNG
BADEN-WÜRTTEMBERG

Stiftung bürgerlichen Rechts

Inhalt

1 Wilhelmsdorf, Betsaal
3 An unsere Leser und Leserinnen
3, 4 Wissenswertes aus der Denkmalpflege
5 Mannheim, Sternwarte
7 Gespräch mit dem Zimmermann, Holzrestaurator und Denkmalsachverständigen Raimund Maier.
8 Baukunst, Kehle
8 Baumeister, Joseph Cades
8 Denkmalrätsel

BÜRGER RETTEN DENKMALE

Utopia in den Sümpfen
Der Betsaal in Wilhelmsdorf

Um 1800 war die Welt ins Wanken gekommen, namentlich für die württembergischen Pietisten. Der „Antichrist“ Napoleon hatte Europa fest im Griff. Die alte Ordnung war durch die französischen Revolutionstruppen beseitigt, und die Aufklärung begann, auch in die lutherisch-orthodoxe württembergische Landeskirche einzudringen. Als in den Jahren 1816 und 1817 nach Missernte und Hungerkatastrophe die „letzte Zeit“ angebrochen schien, formierte sich auch vor allem in Württemberg eine heftige Auswanderungsbewegung darunter Schwärmer und Separatisten, speziell aber Gegner der Aufklärung und der in ihrem Geist gestalteten neuen Liturgie. Und unter diesen fanden sich viele Pietisten, meist gewissenhafte, fleißige und manchmal sogar wohlhabende Leute.

Vom Dandy zum Koloniegründer Gottlieb Wilhelm Hoffmann

Aber wie sie im Land halten in diesen schweren Zeiten? Die Idee dazu hatte der Leonberger Bürgermeister und Pietist Gottlieb Wilhelm Hoffmann (1771–1846). Ursprünglich ein Dandy, ein typisch biedermeierlicher Stutzer, der als junger Verwaltungsmann in Calw „ein wenig zuchtvolles Leben“ geführt haben soll, wie der Korntaler Pfarrer Fritz Grünzweig 1959 in seiner Brüdergemeinden-Monografie rügt. Es wurde, so Grünzweig, geritten, gespielt und getrunken, wobei sich der junge Verwaltungsmann hoffnungslos verschuldete. Da ereilte ihn die Erweckung. Eine ferne, reiche, längst vergessene Verwandte tauchte auf und löste ihn gewissermaßen aus. Hoffmann wurde fromm, aber kein Frömmler. Als Mitglied der württembergischen Landeskommission während der Napoleonischen Kriege zuständig für die Versorgung der durchziehenden Truppen, erwarb er sich politisches Können und Durchsetzungsvermögen.

Das Gebäude mit dem Betsaal war Ortsmittelpunkt des pietistischen Wilhelmsdorf.

Hoffmann, mittlerweile Bürgermeister von Leonberg, schlug seinem König zu Beginn des Hungerjahres 1817 vor, die wirtschaftlich eigentlich unentbehrlichen Pietisten in religiös selbstständigen Gemeinden unterzubringen – sozusagen in Binnenkolonien nach Art Königsfelds. Diese 1806 mit königlichem Privileg gegründete württembergische und nach 1810 badische Kolonie oben auf der Baar war nach dem Vorbild der pietistischen Brüdergemeinde Herrnhut in Sachsen entstanden.

Einige Orte im Württembergischen wurden für eine neue Kolonie ins Auge gefasst, unter anderem die Hofdomäne Hohenheim auf den Fildern oberhalb Stuttgarts. Die Wahl fiel dann auf das heruntergekommene Rittergut Korntal nahe der Residenz. Am 12. Januar 1819 hatte es Hoffmann für seine Brüdergemeinde erworben, allein wegen seiner kargen Böden eine harte Prüfung für die weitgehend bäuerlichen Kolonisten. Am 7. November desselben Jahres stand bereits der „Große Saal“, das Bethaus, bei dessen Einweihung 8000 Interessierte zugegen gewesen sein sollen.

Kolonie in unwirtlichem Gelände

Korntal war bald zu klein, weitere solcher Kolonien schienen zwangsläufig. Indes warnte König Wilhelms I. Geheimer Rat vor Staaten im Staat. Allenfalls an einen „gemeinnützigen, nationalwirtschaftlichen Zweck“ wäre zu denken, etwa „in Oberschwaben die Abtrocknung einer sumpfigen Fläche oder die Urbarmachung eines noch nicht zur Kultur gebrachten Distrikts“. So der König, dem es ja von allem Anfang an um die landwirtschaftliche Nutzbarmachung ging.

Man kam auf das „Lengenweiler Ried“ westlich von Ravensburg an der Grenze zu Baden, ein Unland – 1823 gab Wilhelm sein Placet für eine Tochterkolonie in dieser trostlosen Sumpfgegend. Die von Korntal ausgesandten Pioniere nannten sie aus devoter Dankbarkeit gegenüber der Obrigkeit – Wesensmerkmal des württembergischen Pietismus – „Wilhelmsdorf“. Bald war die Wasserwüste trockengelegt, nach Theodor Steimles Darstellung der württembergischen Brüdergemeinden Korntal und Wilhelmsdorf von 1929 „ein leuchtendes Zeichen schwäbischer Glaubenstreue und schwäbischen Fleißes“.

Die Pietisten hatten es als fundamentalistische Protestanten nicht eben leicht in dieser ausschließlich katholischen, streng gegenreformatorischen Gegend. Dort hielt man Wilhelmsdorf anfangs für eine Art Verbrecherkolonie, die Trockenlegungsmühen für Zwangsarbeit, zumal die Pioniere, ausgemergelte Erscheinungen in ärmlichem Arbeitsdrillich, offenbar entsprechend wirkten. Dennoch hatten sich nach den Trockenlegungen 1824 die ersten zehn Familien niedergelassen, größtenteils aus Korntal.

Das schlichte Innere des Wilhelmsdorfer Betsaals.

Keiner rage über den anderen

Die für Württemberg so einzigartige Reißbrettplanung, sonst zu dieser Zeit speziell in den Aussiedlerorten Ungarns anzutreffen, stammt von dem Ludwigsburger Landesbaumeister Uber: Vier Straßen laufen kreuzförmig auf den Betsaal als Ortsmittelpunkt zu. Die Häuser waren ursprünglich einstöckig, weil alle künftigen Bewohner Brüder sind. Dazu war überall die gleiche Einrichtung vorgesehen. Der große Platz um den Betsaal sollte von 16 Häusern umgeben werden mit quadratischer Grundfläche und vierseitiger Pyramide als Dach. Die vom Bethaus ausgehenden vier Straßen wurden von Gebäuden gesäumt, deren Wohnbereiche nach vorne, Ställe und Dunglegen nach hinten gingen. Hoffmann, erfüllt vom Chiliasmus, von den Endzeithoffnungen des württembergischen Pietismus-Vaters Johann Albrecht Bengel, glaubte fest an dessen Berechnungen, wonach im Jahr 1836 Christus wieder auferstehen und den ewigen Frieden bringen werde. Er ordnete an, „was mit einem hölzernen Nagel und mit hölzernem Riegel ausgeführt werden kann, dazu nimmt man keinen eisernen, denn im Jahr 1836 kommt ... der HErr. Alsdann wird alles umgestaltet und unsere Häuser haben keinen Wert mehr.“

Doch es kam anders. 1846 nahm Hoffmann die Sorge um ein bankrottes Wilhelmsdorf mit ins Grab. Brüdergemeindliche Korntaler Hilfe und königliche Huld hielten dies in jeder Hinsicht eigentümliche Gemeindewesen am Leben. Um 1850, 25 Jahre nach der Gründung, wurden dann die ersten Häuser umgebaut und aufgestockt. Die architektonische Umsetzung der an „Christianopolis“, den utopischen Gottesstaat des Calwer Pietisten Johann Valentin Andreae (1586–1654), erinnernde Kolonie in den Sümpfen des gegenreformatorischen Oberschwaben fand damit ihr Ende. Doch ist Wilhelmsdorf mit seinen Heimen bis heute Erziehungsort geblieben.

Barrierefrei in den Betsaal

Was an diesen kleinen Gottesstaat heute noch erinnert, ist vor allem der Betsaal. Da dies noch immer frequentierte Glaubenshaus von 1828 bisher über keinen barrierefreien Zugang verfügte, eine Außenlösung allerdings diese charaktervolle klassizistische Erscheinung optisch völlig verdorben hätte, hat man sich zu einer – wesentlich teureren – inwendigen Lösung entschlossen, an der die Denkmalstiftung mit 15 000 Euro beteiligt ist.

Noch original aus der Gründerzeit erhalten ist dieses Haus, das heute ein Museum zur Ortsgeschichte beherbergt.

Wissenswertes aus der Denkmalpflege

Denkmalfahrt um Aalen: vom Kocher zum Kraterrand

Die Exkursion Ende Juli führte nach Osten, in den Grenzbereich zwischen Württemberg und Bayern. Vom Ausgangsort Aalen ging es in Richtung Kocher zu Schloss Fachsenfeld, eine noble ländliche Blüte des württembergischen Klassizismus. 1827 entstanden und eingebettet in einen acht Hektar großen englischen Landschaftspark mit prächtigem Baumbestand, seinerzeit angelegt vom Stuttgarter Hofgärtner Johann Wilhelm Bosch. Bei der kurzweiligen Führung war zu erfahren, dass im Park während der gut 150 Jahre seines Bestehens weder gespritzt noch gedüngt wurde. Gleichwohl (oder deshalb?) gedeiht hier Erstaunliches. Das majestätischste Beispiel für diese Gartenphilosophie ist gewiss der über allem thronende, nordamerikanische Mammutbaum.

Oberdorf, die Station danach, liegt oberhalb Bopfingens direkt unterm Ipf. Dort entstand schon um 1550 eine jüdische Gemeinde, als

Limestor bei Dalkingen mit modernem Schutzbau.

die Reichsstädte Bopfingen und Nördlingen um 1510 die Juden aus ihren Mauern vertrieben. Um 1840 lebten hier neben 739 Evangelischen 545 Juden, 1933 waren es noch 87. Die äußerlich noch original erhaltene Synagoge mit ihren hohen Rundbogenfenstern direkt am Fuß des Ipf ist ein zurückhaltender Bau von 1812 und ähnelt eher einer kleinen Fabrik als einem Gotteshaus. In der Reichspogromnacht 1938 lehnte der zuständige SA-Sturmführer die „Inbrandsetzung" ab. Sie verrichteten dann auswärtige SA-Leute. Aber die Oberdorfer löschten, was noch übrig war. 1989 begann sich ein Trägerverein mit Unterstützung der Denkmalstiftung um die Synagoge zu kümmern und verwandelte sie in einen Gedenk- und Begegnungsraum mit einer Dauerausstellung zur Geschichte der Oberdorfer Juden auf der ehemaligen Frauenempore.

Der Ipf liegt nahe am Ries, wo 1295 in Kirchheim die für Zisterzienserverhältnisse gewaltige Klosterkirche entstand. Ihre Barockisierung mit den mächtigen Altären im Chorbereich als Krönung setzte bereits im 17. Jahrhundert ein. Gebaut wurde die 1802 an das Haus Oettingen-Wallerstein geratene Klosteranlage auf schwierigstem Untergrund am Rand des Ries, jenem Meteoriten-Einschlagskrater von 26 Kilometern Durchmesser. Die Geologie ist deshalb überaus kompliziert und bewirkte enorme Feuchtigkeitsschäden vor allem im Kircheninneren. In höchster Gefahr wurde dies Gotteshaus am Kraterrand vor 15 Jahren auch mithilfe der Denkmalstiftung gerettet.

Zum Ende der Höhepunkt, das Dalkinger Limestor. Den historischen Hintergrund für das 1973/74 ausgegrabene Torgebäude bot Kaiser Caracalla. 213 n. Chr. war er zum Raetischen Limes aufgebrochen. Die Germanen-

Fortsetzung auf S. 4

An unsere Leser/innen und Spender/innen

DENKMALSTIFTUNG BADEN-WÜRTTEMBERG

Stiftung bürgerlichen Rechts

Meist verbirgt sich hinter jedem Denkmal, das wir hier vorstellen, auch ein Stück interessanter und bisweilen gar spannender Landesgeschichte. Die beiden in dieser Ausgabe vorgestellten Objekte sind dafür geradezu Musterbeispiele.

Wenn wir heute Probleme haben, ins Land kommende Menschen einigermaßen unterzubringen und zu integrieren, zeigte sich die Situation vor 200 Jahren genau umgekehrt. Damals war man sehr darum bemüht, Auswanderungswillige im Lande zu halten. Die pietistische Enklave Wilhelmsdorf im katholischen Oberschwaben steht dafür, und ihre Entstehungsgeschichte illustriert markant die politischen Umbrüche und Notzeiten Anfang des 19. Jahrhunderts. Ein paar Jahrzehnte vorher „griff man noch nach den Sternen". Im Zuge der Aufklärung war auch der Blick ins Weltall angesagt. Wohlgestaltetes Relikt dieses „Aufbruchs" ist die barocke Sternwarte in Mannheim, ein absolutes Unikat.

Für beide sowohl architektonisch als auch historisch höchst interessanten Bauwerke konnte beziehungsweise kann die Denkmalstiftung Baden-Württemberg wesentlich zu unabdingbaren Erhaltungsmaßnahmen beitragen. Dies auch dank Ihrer Spenden, liebe Leser und Leserinnen, um die wir sie auch in der Vorweihnachtszeit wieder bitten möchten.

Professor Dr. Rainer Prewo
(Vorsitzender)

Professor h. c. Hermann Vogler
(Geschäftsführer)

Rätselgewinner 2/2013

Ein Leichtes war unser Rätsel natürlich für jeden, der die Fächerstadt Karlsruhe kennt . Das Bild zeigt den Marktplatz und das Gebäude ist das Rathaus durch die Säulenfront der evangelischen Kirche gegenüber gesehen. Der Baumeister beider Gebäude Johann Jakob Friedrich Weinbrenner (1766–1826) hat das Bild der Stadt noch mit verschiedenen weiteren Gebäuden klassizistisch geprägt. Aus den vielen Zusendungen mit der richtigen Lösung haben wir folgende Gewinner gezogen:
Walter Hauth, 91550 Dinkelsbühl; Walter Knorpp, 58300 Wetter; Angelika Leikam, 86157 Augsburg; Erika Waibel; 79115 Freiburg; Volkmar Zahn, 71229 Leonberg.

Bürgerpreis der Denkmalstiftung für Leutkirchs „Bürgerbahnhof“

Der „Bürgerbahnhof“ Leutkirch war uns in Heft 4/2012 ein großes Porträt wert. Der Verkehrspalazzo im Schweizer Stil mit drei Risaliten und feiner Schindeltäferverkleidung auf dem Gleiskeil der Bahnlinien Aulendorf–Leutkirch und Leutkirch–Memmingen wurde 1889 eingeweiht. Erst stolze Ortsdominante, wurde sie aber so vernachlässigt, dass die Bahn 1968 an Abriss dachte. Nach ersten Rettungsversuchen 1983 manifestierte sich eine außergewöhnliche Bürgerinitiative, bei der sich die Leutkircher mit Geldeinlagen an Kauf und Sanierung ihres Bahnhofs beteiligen konnten. Daraus entstand 2010 eine Genossenschaft mit heute mehr als 700 Mitgliedern, die etwa 1,1 Millionen Euro für ihr Bahnhofsprojekt zusammengetragen und es durch Eigenleistung auch instand gesetzt hat. Ergebnis: ein überaus lebendiges Bürgerzentrum mit weitläufigem Bier- und Veranstaltungsgarten im Zwickel zwischen den Bahngleisen, einer intensiven Gastronomie im ehemaligen Dienstleistungs-Erdgeschoss und einer kleinen Lokalbrauerei, die auch den Ort versorgt.
Von der Denkmalstiftung wurde dies Leutkircher Modell mit Beispielcharakter für die gesamte Bundesrepublik schon durch mehr als 100 000 Euro unterstützt und im April 2012 auch zum „Denkmal des Monats“ ernannt. Jetzt hat die Denkmalstiftung der Leutkircher Bahnhofsinitiative für 2014 gar ihren mit 5000 Euro dotierten „Bürgerpreis“ verliehen. Staatssekretär Ingo Rust (MdL), der am 2. Oktober im „Bürgerbahnhof“ zusammen mit Prof. Dr. Rainer Prewo, Vorstandsvorsitzender der Denkmalstiftung, dem ehrenamtlichen Genossenschaftsvorstand Christian Skrodzki den Preis verlieh: „Die Bürgerinnen und Bürger haben in Leutkirch ein überzeugendes und ansprechendes Sanierungs- und Nutzungskonzept für das Kulturdenkmal Bahnhof entwickelt. Deswegen hat die zum Erhalt des Leutkircher Bahnhofs gegründete Genossenschaft zu Recht den Bürgerpreis für herausragendes bürgerschaftliches Engagement verdient.“
Mit dem Bürgerpreis zeichnet die Denkmalstiftung seit 2001 jedes Jahr eine private Initiative oder herausragende Bürgeraktion für ihre besonderen Verdienste bei der Denkmalpflege aus.

bedrohten dort die Grenze zum Römischen Reich. Ein 15 mal 15 Meter großes Torgebäude mit Prunkfassade erinnert an Caracalls damaligen Sieg und gilt dem offiziellen Führer zufolge als „einmaliges Bauwerk an der gesamten Limesstrecke zwischen Rhein- und Donau“. Fast 40 Jahre lagen die Aufsehen erregenden Ausgrabungen unter freiem Himmel. Ein Schutzbau war unumgänglich. So entstand ein wuchtiger gläserner Solitär, 23 Meter breit und zwischen 7 und 16 Meter hoch an einem Punkt, den offenbar schon die Römer wegen der guten Sicht ins Land hinein geschätzt hatten. Auch die Denkmalstiftung hat sich an den erheblichen Kosten für dies architektonische Monument über dem archäologischen Resten beteiligt. Am 24. Juli 2010 war Einweihung. Professor Dieter Planck, langjähriger Präsident des Landesdenkmalamts und schon 1973/74 als junger Archäologe bei den Ausgrabungen hier beteiligt, war nun auch engagierter Cicerone. Sein Dalkinger Credo: „Mit der Errichtung dieses – wie ich meine – sehr gelungenen, optisch vor allen Dingen sehr leichten Glaskubus konnte eine langfristige Sicherung und eine anschauliche Präsentation und Vermittlung erreicht werden.“

Neue Staatsgalerie: vom Streitfall zum Kulturdenkmal

Vor dreißig Jahren war sie besonders in der Stuttgarter Architektenschaft aufs Heftigste umstritten. Die Schmähungen reichten bis zu „faschistischer Architektur“. Indes, längst gilt James Stirlings Neue Staatsgalerie als „Ikone der Postmoderne“, bei jeder Stadtrundfahrt gehört sie zu den Höhepunkten und auch die Stuttgarter Architektenschaft hat ihren Frieden damit gemacht. Noch immer staunenswert ist Stirlings Umgang mit dem Genius Loci: die Anbindung an die Stadt über eine begehbare Rotunde, die vielfältige Korrespondenz mit Gottlob Georg Barths spätklassizistischer Staatsgalerie daneben oder die Verkleidung des geschwungenen Baukörpers mit Cannstatter Travertin. Schockierend modern an dieser Postmoderne war – und ist für viele noch immer – der hellgrüne Noppenboden.
Da in jüngster Zeit immer mehr Gebäude der Jahre zwischen 1950 und 1975 in die Aufmerksamkeit des staatlichen Denkmalschutzes gelangen, dürfte Stirlings Neue Staatsgalerie eines der ersten postmodernen Gebäude sein, dem die Ehre der Ernennung zum „Kulturdenkmal“ zuteil wird – nur 30 Jahre nach seiner Eröffnung.

Bunte Fresken und „Sindelfinger Grau“ Zum Tag des offenen Denkmals

Der (Sonn-)Tag des offenen Denkmals am 14. September stand diesmal unter dem allumfassenden Motto „Farbe“. Sie ist ja auch Hauptgegenstand vieler unserer Sanierungsberichte. Allein im letzten Heft ging es um die Wandmalereien in Sulzburgs St. Cyriak oder die Fresken mit der Notburgalegende in Haßmersheims Notburgakirche. Die Außenmalereien an der Stuttgarter Markthalle werden gerade mithilfe der Denkmalstiftung „aufgefrischt“. Und mit großem Engagement hat sich die Denkmalstiftung unlängst auch um die farbigen Chorfenster der Ravensburger Liebfrauenkirche gekümmert.
Die Veranstalter nutzten vielfach dies unendliche Motto auf unterschiedlichste Weise.
Aus der Not eine Tugend haben dabei die Sindelfinger mit ihrem neuen Rathaus ge-

Fortsetzung auf S. 7

„Grau ist auch eine Farbe“: Das Sindelfinger Rathaus zeigt sich zum Tag des Offenen Denkmals.

Der Himmel über Mannheim
Die barocke Sternwarte wird saniert

Von 1742 bis 1777 regierte Carl Theodor die Kurpfalz. Mannheim, seine Residenz, wurde in diesen 35 Jahren zum „Neckar-Athen“ und „Pfälzischen Florenz“, ja, zu einer Art Kulturhauptstadt des barocken Deutschland. Weshalb aber diese erstaunlichen Kulturtaten?

Zu den musischen Neigungen Carl Theodors kam ein ausgeprägter machtpolitischer Ehrgeiz: Der Kurpfälzer meinte Ansprüche auf die Königs- oder gar Kaiserkrone zu haben; er sah die Kurpfalz in der Nachfolge des frühen fränkischen Herzogtums. Die kulturelle Machtentfaltung sollte diesen Anspruch pointieren. Denn Carl Theodor entstammte der vielgliedrigen Wittelsbach-Familie, neben Hohenzollern/Preußen und Habsburg die dritte Macht im Deutschland des 18. Jahrhunderts. Erzogen wurde er von Jesuiten und blieb so zeitlebens ein geradezu unbarmherziger Gegenreformator, der alles Protestantische in „seiner“ seit dem 16. Jahrhundert reformierten Pfalz eisern unterdrückte.

Jesuitische Leidenschaft für die Sterne

Jesuitisch beeinflusst war neben der Innen- aber auch Carl Theodors Wissenschaftspolitik, besonders sein auffallendes Engagement für die Astronomie. Sie zählt ja zu den ältesten Wissenschaftsausübungen und galt im 18. Jahrhundert als Domäne der Jesuiten, die damals etwa Sternwarten in Prag und Breslau betrieben. Und auch die Mannheimer Sternwarte ist jesuitischen Ursprungs. Sie geht auf den überaus rührigen Christian Mayer zurück. 1719 in Mähren geboren, in Würzburg zum Doktor der Theologie promoviert, tritt er 1745 dem Jesuitenorden bei. 1751 trifft man ihn in Heidelberg, wo die Jesuiten mit ihrem Vorschlagsrecht für ein Drittel der Professorenstellen den Wissenschaftsbetrieb beherrschten. Mayer ernannten sie zum Professor für Philosophie und Experimentelle Physik. Er war schon bald überzeugt von der Notwendigkeit einer Sternwarte für die kurpfälzische Residenz. Den entscheidenden Impuls für eine kurpfälzische Sternwarte empfing Mayer dann 1757 in Paris, wo er auf der königlichen Sternwarte die neuesten astronomischen und geodätischen Geräte kennen lernte. Enthusiasmiert bekennt er: „Allein der Reitz für die Sternsehe-Kunst war bey mir weit stärker und wurde täglich stärker wie mehr ich mich den dortigen Astronomen ... und derselben Instrumente bekannt machte.“

Für eine Sternwarte dachte Mayer erst an den Pavillon des Mannheimer Schlosses. Der aber stand schräg gegen den Meridian und war auch zu schwach gebaut. Der nächste Vorschlag kam von Hofbaumeister Franz Wilhelm Rabaliatti, Mannheims „Architekturfürst“. Der dachte an das zwischen Schloss und Jesuitenkirche gelegene Jesuitenkolleg mit seinem Observatoriumsturm. Mayer war derart angetan, dass er sich sogar mit eigenen Mitteln beteiligen wollte. Doch erwies sich auch dieser Turm als zu schwach.

Rund, vier- oder achteckig?

Endlich, nach 15 Jahren Insistenz und Hoffnung, genehmigt der Kurfürst 1772 den Bau einer neuen Sternwarte hinter dem damaligen Jesuitenkolleg und der daran anschließenden Jesuitenkirche. Rabaliatti hatte an ihr mitgearbeitet und war nun auch als Baumeister der Sternwarte vorgesehen. Doch kam es alsbald zum Zerwürfnis mit Mayer, der aus praktischen Gründen einen genau nach den Himmelsrichtungen ausgerichteten achteckigen Turm brauchte, ganz nach dem Vorbild der Pariser Sternwarte. Doch Rabaliatti, der Meister des ausblühenden Mannheimer Barock, beharrte auf einem viereckigen oder gar runden Bau. Man kam nicht überein. Mayer wandte sich an den kurpfälzischen Festungsingenieur Johann Lacher, der sich sogleich für eine astrologiegerechte, achteckige Form gewinnen ließ.

Lachers Turm hatte drei Hauptgeschosse, durch Putzlisenen und Bandgesimse optisch voneinander abgesetzt. Doch inwendig wird es schwierig. Lacher hatte sich bei den Treppen nicht an Mayers Vorgaben gehalten. So ging die Bauleitung 1774 wiederum an Rabaliatti.

Nach einem knappen Jahr Innenausbau zieht Mayer Anfang Januar 1775 ungeduldig in das noch unfertige, feuchte Gebäude ein und erkrankt prompt schwer. Innen sollte die Sternwarte bis zu Mayers Tod (1783) nie so richtig fertig werden. Immer wieder gibt es Probleme mit den Handwerkern, durch deren Nachlässigkeit am 31. Juli 1776 im dritten Stock sogar ein Feuer ausbricht, das Mayers Bibliothek und fast alle seine Reiseaufzeichnungen verschlingt.

Doch noch immer ist die Originalkonzeption des Gebäudeinneren ablesbar: Das Erdgeschoss besteht wesentlich aus einem Saal mit Zugang zu Treppe, Garten und Saal. Im Stock darüber war Mayers Bereich mit Wohnung, kleiner Küche und Schreibkabinett. Das Geschoss danach, der höchste Saal im Turm mit hohen Fenstertüren, blieb den Instrumenten vorbehalten. Die nächste Etage war bescheidener, von geringerer Höhe und enthielt Gästezimmer sowie eine kleine Bibliothek. Darüber wieder, im vierten Geschoss, befand sich wie im Zweiten ein weiterer Instrumentensaal. Hierher wurde schließlich das hölzerne Schwetzinger Sternwartentürmchen mit seiner Drehkuppel aus Kupferblech transloziert.

Die barocke Mannheimer Sternwarte im Modell.

Schwungvoll nach unten, das Treppenhaus.

Nach Mayer folgte von 1786 bis 1788 Johann Nepomuk Fischer, ein Ex-Jesuit. Von ihm hieß es, dass er „keine Messe mehr las, auch die Weibchen gerne sah und als Geistlicher in die Komödie“ ging. 1820 wurde die Sternwarte trigonometrischer Punkt zur Vermessung des Großherzogtums Baden. Dann folgten Phasen von Unsicherheit und Bedrohung. Wilhelm Valentiner, ein Venusforscher, war schließlich von 1875 bis 1880 der letzte Astronom auf der Sternwarte. Er beklagte die „ganz isolierte Lage“ und, vor 135 Jahren(!), die Luftverschmutzung. Sie mache klare Himmelsbeobachtungen unmöglich.

Landschafts- statt Himmelsblicke

Noch 1880 werden Instrumente und Bibliothek nach Karlsruhe verlegt. Aber der Turm? Es gab Überlegungen, daraus einen Wasserturm zu machen, der dann 1885/86 östlich der Altstadt als Wahrzeichen Mannheims entsteht. So wurde die Sternwarte zum Aussichtsturm, weithin gerühmt wegen ihres Rundumblicks über die Rheinebene und einer viel bestaunten Camera obscura.

Die Räume unter der Aussichtsplattform hat man verschiedentlich vermietet. 1936 bezog eine Kunstschule die ehemalige Bibliothek. 1944 zerstörte ein Bombenangriff Dachaufbauten mitsamt Camera obscura. 1957 entschloss sich die Stadt zu einer stilgerechten Rekonstruktion des Zustands von 1800, staunenswert für diese Zeit! Von 1958 an wurde der Turm von Künstlern bewohnt. Die aggressive Luftverschmutzung forderte 1968 und 1976 neuerliche Renovierungen. Im Jahr 2000 zerstörte auch noch ein Brand Teile der Außenfassade.

Derzeit wird die Sternwarte umfassend saniert. Die Denkmalstiftung beteiligt sich daran mit 150 000 Euro aus Mitteln der Lotterie GlücksSpirale. Mit guten Gründen, denn, so Kai Budde in seinem wegweisenden Buch zur Mannheimer Sternwarte von 2006, es ist „das am besten erhaltene barocke Gebäude Mannheims“ und dazu „eines seiner ältesten erhaltenen technischen Kulturdenkmale“.

Blick von der Sternwarte über Mannheim und auf die Dachlandschaft der Jesuitenkirche.

Denkmalstiftung Baden-Württemberg
Stiftung des bürgerlichen Rechts
Geschäftsstelle: Charlottenplatz 17
70173 Stuttgart
Telefon: 0711/2261185
Fax: 0711/2268790
www. denkmalstiftung-bw.de
email: info@denkmalstiftung-bw.de
Geschäftsführer: Prof. h. c. Herrmann Vogler
Geschäftsstelle: Andrea Winter
Spendenkonto: Konto Nr. 2 457 699
bei der Landesbank Baden-Württemberg
(BLZ 600 501 01)
IBAN: DE78 6005 0101 0002 4576 99
BIC: SOLADEST
Als Spendenquittung für Beträge bis zu 200.– Euro genügt der Einzahlungsbeleg zur Vorlage beim Finanzamt.
Für höhere Beträge stellen wir Ihnen eine Spendenbescheinigung aus; hierzu ist die Angabe der vollständigen Adresse notwendig.

Bildnachweis: Alle Bilder Karl G. Geiger, Stuttgart.

Förderzweck der Denkmalstiftung Baden-Württemberg

(Auszug aus den Vergaberichtlinien)
Die Denkmalstiftung fördert die Erhaltung von Kulturdenkmalen im Sinne des Denkmalschutzgesetzes. Sie fördert vorrangig private Initiativen auf dem Gebiet der Denkmalpflege. Zuwendungen werden beispielsweise gewährt für:

- Maßnahmen von gemeinnützigen Bürgeraktionen zur Erhaltung und Pflege von Kulturdenkmalen
- Erhaltungsmaßnahmen an Kulturdenkmalen im privaten Eigentum
- den Erwerb von Grundstücken, die besonders bedeutsame Bodendenkmale bergen
- den Erwerb gefährdeter, besonders bedeutsamer Kulturdenkmale zur Durchführung von Erhaltungsmaßnahmen und Weitergabe an neue Nutzer
- wissenschaftliche Arbeiten auf dem Gebiet der Denkmalpflege.

Denkmale brauchen auch Ihre Hilfe!

Impressum

Herausgeber:
Denkmalstiftung Baden-Württemberg

Redaktion:
Prof. h. c. Hermann Vogler (ViSdP),
Dr. Irene Plein,
Dr. Karlheinz Fuchs,
André Wais,
Andrea Winter

Gestaltung und Produktion:
Verlagsbüro Wais & Partner
Reinsburgstraße 104
70197 Stuttgart

Nachdruck und Vervielfältigung sowie die Einspeicherung und Verbreitung in elektronischen Systemen nur mit Genehmigung des Herausgebers.

© 2014 Denkmalstiftung Baden-Württemberg
Erfüllungsort und Gerichtsstand: Stuttgart.

Aktiv in der Denkmalpflege

Gespräch mit dem Zimmermann, Holzrestaurator im Zimmererhandwerk und Denkmalsachverständigen Raimund Maier aus Erkenbrechtsweiler

Raimund Maier beim Gespräch mit Karlheinz Fuchs.

Herr Maier, Sie sind gelernter Zimmermann, Restaurator und Sachverständiger für historische Holzkonstruktionen, Holzschädlinge und Schimmelpilze. Auch gelten Sie als Retter der großartigen Kelter von Linsenhofen, die wir in unserer Ausgabe 4/2007 ausgiebig gewürdigt haben. Kurzum, ein Leben für den Denkmalschutz. Können Sie uns etwas zu diesem imposanten Werdegang erzählen?

Ich bin praktisch im Spänehaufen aufgewachsen, habe im elterlichen Zimmereibetrieb die Lehre gemacht und war dann im Rosenheimer Holztechnikum. Später folgte die Zusatzausbildung zum Restaurator im Zimmererhandwerk. Irgendwie war mir's in die Wiege gelegt.

Gab's für Ihr umfangreiches Denkmal-Engagement einen speziellen Anlass, eine Art „Erweckungserlebnis", etwa in Linsenhofen?

Lang vor Linsenhofen, vor etwa 25 Jahren, war ich in einem größeren Betrieb für Altbausanierung zuständig und habe bei dieser Neuorientierung eine Koryphäe auf dem Gebiet der Denkmalpflege kennen gelernt, Johann Grau, Gründer des nach ihm benannten Ingenieurbüros in Bietigheim. Grau benötigte jemanden für den Holzbereich und bot mir an, als freier Mitarbeiter in seinem Büro mitzuwirken. Ein Gespräch bei einem Glas Wein und der Fall war klar.

Sie haben sich dem schweren Holz gewidmet, den Holzstämmen und Balkenkonstruktionen. Wo liegen da die Schwierigkeiten, gerade bei der Altbausanierung?

Man sollte immer darauf achten, dieselbe Holzart wie im Bestand zu verwenden, also Nadelholz zu Nadelholz, Eiche zu Eiche. Ebenso wichtig ist es, dass stets trockenes Holz verwendet wird, wie in den entsprechenden Regelwerken vorgegeben. Mit Nadelholz gibt's keine Probleme. Aber bei Eiche wird's schwierig, trockenes Holz kurzfristig zu bekommen. Da sind längere Vorlaufszeiten nötig und die Querschnitte sind meist noch anzupassen. Also muss man unter Umständen stärkere Querschnitte einkaufen und sie dann vor Ort zusägen. Auch gibt es bei der Sanierung nicht nur eine Holzliste wie beim Neubau, sie muss hier nach dem Bestand ständig fortgeschrieben, erweitert und dem Bestand angepasst werden. Im Regelfall gilt dem Neuholz der Vorzug gegenüber Altholz. Denn Altholz muss vorher in eine Klimakammer, um eventuelle Schädlinge abzutöten. Erst bei etwa 58 bis 60 Grad wird das Eiweiß der im Altholz vorhandenen Schädlinge zerstört.

Zu einer Ihrer Hauptarbeiten, der Kelter in Linsenhofen. Vor etwa 15 Jahren war das ja einer dieser dramatischen, fast rettungslosen Fälle ...

... mit dem Glück, dass die Gemeinde kein Geld für den schon beschlossenen Abriss und das Herrichten des Platzes hatte. Meine Untersuchungen begannen Anfang 2002, die Rettungsarbeiten dann im Herbst 2008. Ich hab in meiner ganzen Tätigkeit noch kein Bauvorhaben gehabt, wo die ehrenamtliche Belegschaft so zur Stange gehalten und ihre Zusagen gegenüber Mithilfe und Eigenleistungen auch dermaßen eingehalten hat. Man erlebt es ja immer wieder, dass Vereine viel an Eigenleistung einbringen wollen, und wenn's dann so weit ist, werden's immer weniger.

Für Sie als Zimmerer, Restaurator und Gutachter, wenn man solche Konstruktionen betrachtet wie diese Balkenwelt der Linsenhofener Kelter, schleicht sich da nicht auch Ehrfurcht ein vor der Arbeit der Altvorderen?

Der Respekt fängt gerade in Linsehofen schon bei der liegenden Konstruktion an: Die Lasten werden größtenteils über Stuhlsäulen abgetragen, die auf Sandsteinquadern ruhen. Das kurze Schwellholz, dem die Stuhlsäule aufsitzt, war ursprünglich nur mit einem kleinen quadratischen Zapfen von acht auf acht Zentimetern eingelassen. Das ist verwunderlich. Und obwohl es keiner statischen Berechnung entspricht, hat es Jahrhunderte gehalten – das schafft schon Respekt. Durch den Einbau von zusätzlichen, unsichtbaren Verbindungsmitteln zwischen Sandstein und Schwelle entspricht es nun den heutigen Normen. Aber wie unsere Altvorderen das damals abgebunden haben! Es wurde ja mit frisch geschlagenem Holz gearbeitet und trotzdem waren die meisten Verbindungen noch passgenau.

Da muss sich mancher Handwerker heute anstrengen! Für mich gehört einfach dazu, erst einmal die Konstruktion zu begreifen und zu verstehen, um die Sanierung des Gebäudes in gleicher Form wieder ausführen zu können. Dass dabei dieselbe Holzart verwendet wird, ist selbstverständlich, ebenso die Verwendung gleicher Verbindungsmittel. Dass man jetzt also nicht einfach mit Stahlplatten, Stahlbolzen und dergleichen arbeitet, sondern, wo's geht, mit zur jeweiligen Zeit üblichen Verbindungsmitteln wie etwa Holznägeln, ist selbstverständlich. Wenn Sie sich in der Kelter von Linsenhofen umsehen, finden Sie nur zwei kleine Stahlbleche. Wer's nicht weiß, findet's auch nicht (lacht).

War Linsenhofen ihr größter, ihr markantester Auftrag?

Ich möchte Linsenhofen nicht herausheben. Es hängt ja nicht allein von der Größe ab. Auch kleine Gebäude können schon sehr herausfordernd sein. Die Notsicherung des ältesten Firstständerhauses von Baden-Württemberg in Beuren vor zirka zwölf Jahren war eine ebensolche Herausforderung, wenn auch aus anderen Gründen. Das Gebäude wird zurzeit von Grund auf saniert. Erwähnenswert vielleicht noch: Als die Kelter in Linsenhofen fertig war, hat mir ein altgedienter Gemeinderat gestanden, der einst partout für den Abriss war, wenn er gewusst hätte, wie es jetzt ist, hätte er natürlich nie dafür gestimmt.

Eine gängig Erfahrung! Kommen wir zu Ihren Erfahrungen mit der Denkmalpflege.

Wichtig ist, dass die Denkmalpflege von Anfang an mit ins Boot genommen wird, so wie es zum Beispiel in Linsenhofen der Fall war. Auf diesem Weg kann es zu einer hervorragenden Zusammenarbeit kommen.

Unsere obligate Schlussfrage: Um welches bedrohte Gebäude wäre es schade, wenn es verschwände?

Schwierig, unter den vielen bedrohten eins herauszufinden. Im Augenblick kümmert man sich um das älteste bekannte Gebäude Nürtingens, aber es ist noch ein langer Weg. Doch ich denke vor allem an Beuren, das als der Ort mit den meisten Fachwerkgebäuden im Land gilt. Man sieht sie nicht alle auf den ersten Blick, weil sie teilweise verputzt sind. Da derzeit bei drei Gebäuden die Sanierung angelaufen ist, hoffen wir hier auf ein Umdenken der Bevölkerung und einen neuen Schub im Zuge der Ortskernsanierung. Wenn die alten Häuser hier abgebrochen würden, wäre der Flair weg und der Charakter zerstört. Ein Ort wie Beuren mit seinem nahen Freilichtmuseum kann eigentlich nur von einer so intakten historischen Atmosphäre leben.

Fortsetzung von S. 4

macht. Ein Bau, wie er überall auf der Welt auch als Versicherungszentrale, Krankenhaus oder irgendwie dergleichen stehen könnte. 1967 bis 1970 von Günter Wilhelm gebaut, einem berüchtigten Betonprofessor der Stuttgarter Universität. Nun hat man diesen klotzigen städtebaulichen Fremdkörper zum Tag des offenen Denkmals kühn unter dem Motto „Grau ist auch eine Farbe" präsentiert, eingedenk des Umstands, dass solche Gebäude gegenwärtig mehr und mehr an die Denkmalränge heranrücken.

Baukunst

Kehle

Sie ist das konkave Gegenstück zum konvexen Rundstab und ein häufiges Element am Übergang von Wand zu Decke. Der Querschnitt einer Kehle kann dabei ein Halb- oder Viertelkreis sein, aber auch ein Ellipsensegment. Den Übergang zwischen Wand und Decke kennt man auch als „Voute“, eine besonders im Kirchenbau des Frühklassizismus zu den Spiegeldecken hinführende Zierform, sozusagen als Kompensation für das Gewölbe, das im Nachbarock wie etwa bei Michel d'Ixnards Hechingens St. Jakob (1779–1783) oft durch eine Spiegeldecke ersetzt wird. Manchmal sind diese Vouten derart intensiv ausgefallen, dass man sie, etwas unwissenschaftlich, auch „Spiegelgewölbe“ nennt.

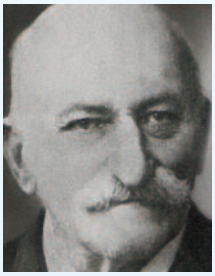
Im Außenbereich ergeben sich Kehlen in Form von (Abfluss-)Rinnen, etwa bei rechtwinkelig aufeinander treffenden Dachflächen. Die eindrucksvollste Kehle im Land, die wir entdeckt haben, ist eine Art Vordach oder auch Sonnenfang über der verglasten Südseite von Kloster Bronnbachs Orangerie (unser Bild). Die Fachsprache kennt diese Kehlenart wegen der ähnelnden Querschnittslinie auch unter dem Begriff „Schwanenhals“. In Bronnbach hängt eine so geformte Kehle an einer mit dem Dachstuhl verbundenen Fachwerkkonstruktion, fein verputzt als Untergrund für ein viereinhalb Meter hohes Fresko, das für diese zwischen 1772 und 1774 entstandene Orangerie den Kehlenbogen ausfüllt. Die Motivik greift dabei allegorische Darstellungen der Jahreszeiten und der bis dahin bekannten vier Kontinente auf. Die Allegorien der Kontinente haben dabei Ähnlichkeiten zu Giovanni Battista Tiepolos Ausmalungen (1750–1753) des berühmten Treppenhauses von Balthasar Neumanns Würzburger Residenz, die kaum 50 Kilometer von Bronnbach entfernt ist.

Die Orangerie des Klosters Bronnbach mit bemalter Kehle.

Kennen Sie ihn?

Joseph Cades (1855–1943) Der Kirchenbauer

Er ist der Architekt des katholischen Württemberg, besonders in Oberschwaben und am Oberen Neckar, auch wenn seine wohl bedeutendsten Arbeiten in Stuttgart und Bregenz stehen. Cades plante an die 40 Kirchen für die Diözese Rottenburg. Seine einzige Betätigung dieses reinen Kirchenbaumeisters an einem protestantischen Gotteshaus war um 1880 die Mitwirkung am Ulmer Münster.



Cades wurde 1855 im oberschwäbischen Altheim bei Biberach geboren. Er studierte ab 1871 an der Stuttgarter Baugewerkschule, der späteren TH, bei dem ebenfalls katholischen und aus dem Oberschwäbischen stammenden Kirchenbauer Josef Egle. Cades gründete nach Studien in Italien und Frankreich 1886 sein eigenes Büro in Stuttgart. Wie es in der bekannten Künstlerbiografie Thieme-Becker heißt, war er „unter den Architekten, welche die mittelalterliche Tradition pflegen, einer der tüchtigsten und strengsten“.

Anders sein protestantischer Kollege Heinrich Dolmetsch, der sich über den Historismus zum Jugendstil hinentwickelt, beharrt Cades auf Neoromanik und Neogotik. Manchmal kommen auch beide Stilformen zusammen, so in Hundersingens St. Martin (1905/06). Dann wieder baut er spätgotische Kirchen neogotisch um oder stattet sie entsprechend aus, wie St. Georg in Ingoldingen (1899). Umarbeitungen an barocken Kirchen sind für Munderkingens St. Dionys (1905) überliefert.

Cades' Spezialität waren imposante „romanisierende“ Backsteinbauten mit großen weißen Putzfeldern wie bei seinen Gotteshäusern für die württembergische Residenzstadt: Cannstatts Liebfrauenkirche (1907–1909) und St. Elisabeth (1899–1902) im Stuttgarter Westen. Über Arbeiten nach dem Ersten Weltkrieg ist wenig bekannt. Viele seiner Kirchen wurden nach 1950, einer Zeitmode folgend, purifiziert. Aber einige, besonders im Oberschwäbischen, blieben als späthistoristische Gesamtkunstwerke erhalten, so etwa in Heudorf (1901) und insbesodere Wolperswende (1903). Cades stirbt 1943 hochbetagt in Stuttgart.

Gewusst wo?

Denkmale im Land

Der Ort ist, wie es sich für eine ehemalige Reichsstadt gehört, reich an Türmen verschiedenster Formen: rund mit Zinnen oder viereckig mit Staffelgiebeln, Zelt- oder Kegeldächern. Andere frühere Reichsstädte weiter im Norden des Landes sind mit ihren hochragenden Erkennungszeichen bei Weitem nicht so sorgsam umgegangen. Hier aber zählt der offizielle Stadtführer – ohne Kirchtürme – immerhin noch elf. Einen von ihnen suchen wir. Er steht im Norden der im 14. Jahrhundert erneuerten Stadtbefestigung und erhielt seine heutige Gestalt im 16. Jahrhundert. Charakteristisch: die vier Staffelgiebel. Eine „Viergiebeligkeit“, die auch dem Turm einer recht berühmten spätgotischen Kirche in seiner unmittelbaren Nähe eigen ist. Mit dieser Kirche, die uns wegen ihrer einzigartigen Glasfenster unlängst einen größeren Beitrag wert war, hat der gesuchte Torturm auch eine große Namensähnlichkeit. Wie eng beide Bauwerke beieinander stehen, zeigt unser Bild, das vom Westportal der (namensverwandten) Kirche aufgenommen ist.

An den Fortifikationscharakter des Rätselturms erinnern noch Schießscharten und ein Erker zum Herabschütten von Pech, eine so genannte Pechnase. Als das Bauwerk 1982 vollständig ausbrannte, ließen es die ehemaligen Reichs- und Handelsstädter nach alten Befunden wieder originalgetreu aufbauen, so wichtig war es ihnen. Wie also ist der Name dieses 35,5 Meter hohen Turms und wie heißt die Stadt, deren Bürger sich so rührig um die Bauten ihrer von allen Kriegsschäden verschonten Altstadt kümmern?

Wenn Sie es wissen oder herausgefunden haben, schicken Sie die Antwort bis 5. März 2015 auf einer Postkarte – bitte nicht als E-Mail – an die Denkmalstiftung Baden-Württemberg, Charlottenplatz 17 in 70173 Stuttgart.
Unter den Einsendern verlosen wir 5 Exemplare des Führers, „Museen in Baden-Württemberg“.